

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1918)

Artikel: Technik und Arbeitsfreude
Autor: Nachmansohn, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sturm aushalten; das verdanken wir der Arbeit des Bundesrates und dem gesunden Sinne des einfachen Schweizervolkes. Wenn die Sommerferien es gestatten, werde ich versuchen, in einer Serie von Artikeln all das zusammenzufassen, was hier seit Jahren angedeutet wurde und was die Erfahrung mich lehrte; vom festen Grunde der Vergangenheit ausgehend, soll ein Programm für die Zukunft skizziert werden, vom Glauben getragen, dass wir die Kraft besitzen, in einer neuen Welt auch uns zu erneuern, und im Bunde der Völker als gleichberechtigtes Glied unsere Aufgabe zu erfüllen, die Aufgabe einer wachsenden Verständigung der freieren Menschen.

ZÜRICH

E. BOVET



TECHNIK UND ARBEITSFREUDE

Von vielen Nationalökonomien wird die Ansicht vertreten, dass die Entwicklung der Technik die Arbeit entgeistigt habe. Der Handwerker hätte ein Ganzes geschaffen und daher auch in seine Arbeit seine Persönlichkeit legen können. Ganz anders der moderne Fabrikarbeiter. Seine Tätigkeit erschöpfe sich in monotonen Handgriffen, während die eigentliche Arbeit von der Maschine verrichtet werde. Sombart stößt direkt einen Wehruf über diese Verhältnisse aus: „Entgeistigt musste die Arbeit werden, um die Anwendung der modernen Technik und der höchst entwickelten Betriebsorganisation dem Unternehmer zu ermöglichen. Die Verrichtung mechanischer Handgriffe unter hygienisch und ästhetisch widerlichen Arbeitsbedingungen war das Gegenteil von dem, was der lebendige Mensch zur Betätigung seiner Gesamtpersönlichkeit bedurfte. Und damit wurde es zur furchtbaren Gewissheit, dass die technische Arbeit im Rahmen der Wirtschaft ihre ethisch und ästhetisch segensreiche Wirkung eingebüßt, dass die Arbeit des Proletariats für ihn aufgehört hatte, das Heiligste und Kostbarste zu sein, was der Mensch auf Erden besitzen kann.“¹⁾

Man merkt diesen Worten des viel gelesenen Nationalökonomien an, dass sie der ruhigen Sachlichkeit entbehren und in etwas übertriebenem Tone gehalten sind. Sombart scheint vorauszusetzen, dass die Arbeit früher das Heiligste und Kostbarste gewesen sei und folgert daraus, dass jetzt die Technik der Arbeit diese Qualität genommen habe. Er nimmt ferner an, dass früher die Arbeit einen mehr geistigen Charakter getragen habe, denn sonst könnte ja nicht von einer „Entgeistigung“ gesprochen werden.

Beide Voraussetzungen dürften sich indes bei ruhiger Betrachtungsweise als falsch erweisen. Zu keiner Zeit war die Arbeit, die jetzt vom Proletarier verrichtet wird, das Heiligste und Kostbarste. Der Masse galt vielmehr umgekehrt die Arbeit als Mühsal und Leiden, was sich schon in den verschiedenen Sprachen kundgibt. Das griechische *πόνος*, das lateinische

¹⁾ *Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert.* S. 256. 1900.

labor, das mittelhochdeutsche „arbeiten“ enthalten alle die Nebenbedeutung des Mühsals und des Leidens. Die Israeliten scheinen allerdings von dieser Auffassung erheblich abgewichen zu sein und die Arbeit als ethisch-religiöse Notwendigkeit angesehen zu haben. „Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn baute und bewahrte“, heißt es im zweiten Kapitel des ersten Buches Moses. Hiernach musste der Mensch auch im Paradies den Boden bestellen. Ja dies war direkt seine Lebensaufgabe dort. Die Bestrafung nachher bestand daher nicht, wie allgemein interpretiert wird, darin, dass der Mensch zur *Arbeit* verurteilt wurde, sondern darin, dass der Boden trotz aller Arbeit unfruchtbar werden sollte. Doch wie wenig ist eine ethisch-religiöse Auffassung der Arbeit in die Massen gedrungen! Noch erscheint in sehr weiten Volksschichten die Arbeit als Fluch der Menschheit, und was von der Gegenwart gilt, gilt noch mehr von der Vergangenheit.

Wie verhält es sich nun mit der behaupteten Entgeistigung der Arbeit? In einem war die handwerkliche Arbeit der fabrikmäßigen überlegen: Der Arbeitende konnte mehr als jetzt den ganzen Arbeitsprozess übersehen und hatte dann auch das fertige Produkt seiner Tätigkeit vor Augen. Die Arbeit musste ihm daher unmittelbar sinn- und zweckvoll erscheinen. Durch die weitgehende Teilung der Arbeit ist diese unmittelbare Beziehung des Schaffenden zum Geschaffenen, wenn nicht ganz verloren, so doch stark eingeschränkt worden. Andererseits bedenke man, wieviele geistlose Handlangerarbeit in früheren Zeiten geleistet werden musste, die jetzt von der Maschine übernommen worden ist. Das Drehen der Mühlen (eine der schwersten Strafen des Altertums), das Heranschaffen von Brennmaterialien, das Gewinnen und die Heraufbeförderung des Eisens und der Kohle, um nur einiges herauszugreifen: welche unendliche Mühe und mechanische Muskelarbeit erforderte dies alles früher, während es jetzt durch intellektuelle Arbeit ersetzt ist, die intellektuell entwickelte Menschen erfordert. Die Folgen einer solchen geistig höher stehenden Arbeitsweise zeigen sich schon jetzt, wo wir noch in einer Übergangsperiode leben. Der Arbeiter zeigt heute im allgemeinen eine höhere Intelligenz und einen größeren Berufsstolz als in der Periode der Handarbeit. Dieses ist zum Teil auf die Beschäftigung mit der Maschine zurückzuführen, wenn auch eingeräumt werden muss, dass die sozialistische Propaganda, die Herabsetzung der Arbeitszeit, die bessere Möglichkeit, die geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, auch das ihrige dazu beigetragen haben.

Zuzugeben ist, dass zu Anfang der Maschinenteknik die Maschine zu ihrer Bedienung einer ganzen Masse monotoner Handgriffe bedurfte, so dass selbst fünf- bis sechsjährige Kinder dazu verwendet werden konnten. Aber diese Periode kann schon als überwunden gelten. Alle sich gleichmäßig wiederholenden Verrichtungen werden mehr und mehr von der Maschine selbst automatisch ausgeführt und dem Menschen bleibt nur die Aufmerksamkeit und Intelligenz erfordernde Überwachung und Leitung der Maschinenarbeit übrig. Diese Erkenntnis dürfte von ganz enormer Tragweite für die Wertbeurteilung unserer kulturellen Tätigkeit sein. Wir gewinnen die Gewissheit, dass die Maschine dazu berufen ist, den Menschen erst ganz zum Menschen zu machen, und nicht, wie so oft behauptet wird, zur Maschine herabzudrücken. Bereits vor sieben Jahren hat Kammerer in sehr instruktiver Weise den Beweis für diese Behauptung erbracht.¹⁾ Der Fort-

¹⁾ *Die Entwicklungslinien der Technik in „Technik und Wirtschaft“*. 1910, S. 1 ff.

schritt der Maschinenteknik in den letzten Jahren beruht auf der Tatsache, dass es gelungen ist, immer mehr Kraft zu gewinnen, in möglichst große Kraftwerke zusammenzudrängen und dass Mittel gefunden worden sind, die Kraft wirtschaftlich zu verteilen. Dies hatte einmal eine ungeahnte Steigerung der Produktionsmenge in gleicher Zeiteinheit zur Folge, ferner eine enorme Verminderung der Kosten, und schließlich (worauf es hier vor allem ankommt) eine fortschreitende Ausschaltung *der geistlosen, rein mechanischen* Handarbeit.

Für die Produktionssteigerung und Verbilligung nur ein paar Zahlen zur Illustration: 100 Paar Damenschuhe erforderten im Jahre 1868 zu ihrer Herstellung 538, im Jahre 1895 nur noch dreiundachzig Stunden; 1868 kosteten sie 109, 1895 nur noch zwanzig Dollars. Im Jahre 1852 erforderte das Drucken von 480,000 Seiten Zeitungen 3600, im Jahre 1896 nur noch 18½ Stunden; 1852 kostete es 447, 1896 nur noch sechs Dollars (nach Adolf Weber, *Kapital und Arbeit*, 1910).

Diese Zahlen könnten noch beliebig vermehrt werden. Auf allen Gebieten der industriellen Tätigkeit würden sich ähnliche Verhältnisse konstatieren lassen. Nun einige Zahlen zur Bekräftigung der Behauptung, dass durch die Maschine die Arbeit vergeistigt worden ist:

Bei der Stoffverarbeitung im Stahlwerk wurde ursprünglich das Puddelverfahren angewandt, das auf reiner Handarbeit beruhte. Dieses wurde durch das Birnenverfahren nach Bessemer, Thomas und Gilchrist verdrängt, bei dem alles mit Maschinenarbeit ausgeführt wird. Das Flammofenverfahren nach Siemens und Martin, das auf das Birnenverfahren folgte, arbeitete zwar anfangs noch mit Handlangerarbeit. Doch wurde diese bald durch die Konstruktion von rasch arbeitenden Ladekränen für Flammöfen ersetzt. Das Ergebnis war folgendes: „Für das Laden von Martinöfen waren zehn gelernte und sechsunddreißig ungelernte Arbeiter erforderlich. Durch den Einbau eines Ladekranes wurde die Zahl auf vierzehn gelernte und zwei ungelernte vermindert. Die Ausgaben für die reine Ladearbeit betrugen 1,47 Mark für die Tonne Flusseisen bei Handladung, und 0,62 Mark bei Maschinenladung. Dieser wirtschaftliche Fortschritt wurde dadurch herbeigeführt, dass Handlanger durch eine *Maschine* und durch *hochwertige* Arbeiter verdrängt wurden.“ (Kammerer a. O. 17). Die Drehbank entwickelte sich von der Maschinendrehbank zur Revolverbank und endlich zur Automatenbank, falls ein Werkstück in sehr großen Mengen hergestellt wird. Von Fall zu Fall ist die Arbeit eine intelligentere und genauere und schaltet fortschreitend und zuletzt ganz den Handlanger aus.

Als letztes Beispiel sei der Umschlagverkehr herausgegriffen. Bis vor kurzem wurde die Kohle mittelst Dampfwinden in Kübeln an Bord gehoben, mit Dampfdrehkränen nach dem Kai geschwenkt und mit Schmalspurwagen über den Ladeplatz verteilt. Gegenüber der Zeit, da es noch überhaupt keine Maschinen gab, zeitigte auch dies Verfahren eine gewaltige Ersparnis. Doch machte dabei die Entwicklung nicht Halt. Es gelang, Krane herzustellen, die direkt in den Schiffsraum greifen und sie unmittelbar auf den Kohlenhaufen bringen. Das Resultat ist folgendes: „Die früher erforderlichen sechzig Mann Handlanger sind fortgefallen; an ihre Stelle sind zwei Steuerleute der Krane und zwei Anweiser an Bord getreten. Da die Krane schnell und genau gesteuert werden müssen, sind nur umsichtige und gewandte Leute brauchbar.“ (Kammerer a. O. S. 23.) Wenn auch eingeräumt werden muss, dass es trotzdem noch ungeheuer große Gebiete der Industrie gibt, auf denen hauptsächlich mechanische Muskelarbeit erforderlich ist, so

beweisen diese paar Zahlen schon aufs deutlichste, dass wir in einer Periode leben, die auf eine fortschreitende Ausschaltung der Handlangerarbeit tendiert.

Es erheben sich nun zwei Fragen: Hat infolge der Intellektualisierung der Arbeit 1. die Arbeitsfreudigkeit entsprechend zugenommen und ist 2. eine geistige Höherentwicklung der breiten Massen zu konstatieren?

Die zweite Frage haben wir bereits entschieden bejaht.

Betreffs der Arbeitsfreudigkeit dagegen lässt sich eine bestimmte Antwort nicht geben. Viele neigen dazu, gerade das Gegenteil zu behaupten. Wahr ist, dass im Proletariat eine schwere, verbitterte Stimmung herrscht, dass aus der Mitte der Lohnarbeiter Schreie des Hasses und der Empörung gegen die Gesellschaft und gegen ihre eigene Arbeit laut werden. Schreie voll schrecklicher Dissonanzen, oft krankhaft übertrieben, an Hysterie gemahnend in blinder Auflehnung gegen alles Bestehende, in ohnmächtiger Wut selbst gegen Naturgewalten. Aber ist daran die sog. Entgeistigung der Arbeit schuld? Wir können uns hierüber nur dann ein Urteil bilden, wenn wir die Stimmen der Arbeiter selbst vernommen haben. Die von Arthur Levenstein herausgegebenen Briefe und Antworten von Arbeitern geben uns die Möglichkeit, uns eine Vorstellung über deren seelisches Verhältnis zu ihrer Arbeit zu machen.

Hören wir zuerst einen Weber, der in erster Linie über die Monotonie klagt. „Ich verrichte immer dieselbe Arbeit: Doppelpflüsch. Der Widerwille dagegen richtet sich in einer Misstimmung gegen die ganze Umgebung. Die Zeit vergeht zu langsam. Und dann die Arbeit ist ganz weiß. Alles weiß: Die Kette, die Poile, der Schuss, alles weiß. Ein Hass gegen die bestehende Einrichtung erfüllt die Seele, weil gar kein Mensch die Anstrengung sieht, immer gleich der Maschine auf dem Posten sein zu müssen.“¹⁾

Betrachten wir die Antwort genauer: Neben den Klagen über die Eintönigkeit der Arbeit hören wir noch einen andern Ton: „Weil gar kein Mensch die Anstrengung sieht...“. Es ist also nicht nur die Arbeitsweise, die ihn mit Hass erfüllt, sondern die mangelnde Anerkennung seiner Dienste, oder besser das mangelnde Verständnis für seine Leiden. Wir kennen nicht das Familienleben dieses Webers, wir kennen auch nicht seine sonstigen Sorgen; aber wir dürfen nach diesem Satz vermuten, dass sein Leben auch außerhalb seiner Arbeit voll Bitternis ist und dass diese Stimmung sich auch während seiner Arbeit geltend macht und sie in diesem Lichte sehen lässt.

Ein anderer Weber schreibt: „Es ist vollständig gleichgültig, ob ich diesen oder jenen Artikel webe, ob ich auf Konfektionspflüsch, Stoffe, Tücher, Phantasieleinwand oder Kleiderstoffe arbeite, die Arbeit selbst bietet keinerlei Abwechslung, die Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit des Arbeitens ist immer dieselbe. Mechanisch wiederholen sich dieselben Handgriffe, wenn die eingelegte Spule abgelaufen ist. Das ist die einzige Beschäftigung, höchstens dass nochmals hin und wieder ein Faden reißt, der geknüpft werden muss. Die Hauptbeschäftigung ist: Stehen und Beobachten. Die Einwirkungen einer monotonen, inhaltslosen Beschäftigung, die Langweiligkeit des Arbeitsprozesses, die Sorge, zu wenig zu verdienen, alles trägt dazu bei, die Arbeit zur Qual und zur Unruhe zu gestalten. Betrachte die Maschine als meinen Feind, wenn sie so gleichmäßig, ohne aufzuhalten, ihren regelmäßigen Gang geht. Die Maschine ist ganz aus Stahl, nur Stahl,

¹⁾ Levenstein, *Die Arbeiterfrage*, 1912, S. 46.

hat weder Herz noch Nerven, kennt keine Müdigkeit, keine Angst, keinen Schmerz, keine Wut. Steht aufrecht und kann ewig aufrecht stehen und arbeiten. Dieses verdammte Stahlgeschöpf; es muss siegen in einem Kampfe, der kein Kampf ist. Herausreißen möchte ich das Stahlherz, das so unbarmherzig und leidenschaftslos schlägt... Und um die Arbeitsfreude voll zu machen, kommt auch der Meister öfters und sagt: Hören Sie mal, der Platz, auf dem Ihr Stuhl steht, muss mehr einbringen. Wenn Sie keine besseren Leistungen erzielen, werden Sie entlassen. Dann arbeitet man wie ein Verzweifelter. Nicht rechts, noch links wird geschaut; während der Arbeit geht es nicht mehr, auszutreten. Die natürlichsten Bedürfnisse werden zurückgedrängt.“ (47.)

Hier erkennen wir noch deutlicher als vorhin, dass es nicht nur die Monotonie der Arbeit ist, die den Schreiber seine Tätigkeit so hassen lässt. Selbst er fühlt sich der Maschine nicht als untergeordnet, sondern als ihren eigentlichen Beherrscher, sagt er doch: „Die Maschine kann erst in Bewegung gesetzt werden, wenn der Weber sie einschützt... Man könnte den Weber fast die Seele der Maschine nennen.“ Und ohne Zweifel würde dieses Bewusstsein noch größer sein, wenn er noch mehr Einblick gehabt hätte in den Bau und die Theorie der Maschine. Was ihn „wild“ macht, ist nicht so sehr die Arbeit, sondern die Sorge zu wenig zu verdienen, entlassen zu werden, die ihn zur nervösen, leicht übermüdenden Hast antreibt, vielleicht auch mit dadurch bedingtes mangelndes Können.

Solche und ähnliche Äußerungen, in denen sich Klagen über die Monotonie gemischt mit anderen finden, sind sehr zahlreich. Ihnen stehen aber auch andere gegenüber, nach denen sich der Arbeiter mit Vergnügen seiner Arbeit hingibt, sich der Maschine gegenüber Meister fühlt und einen berechtigten Berufsstolz besitzt. So schreibt ein Forster Weber: „Ich habe der Maschine gegenüber nicht die Empfindung, als sei sie ein übergeordnetes Etwas, deren wohlfeilster und unentbehrlichster Teil ich bin, sondern sie erscheint mir als ein willfähriges Werkzeug.“ (45) Und ebenso interessant ist die Antwort eines Mechanikers: „Im großen und ganzen macht mir die Arbeit Vergnügen. Es kommen natürlich auch Arbeiten vor, bei denen das Interesse nicht so groß ist, weil sie weniger Fertigkeit und Nachdenken erfordern.“ (71)

Und endlich noch eine sehr charakteristische Antwort eines Holzarbeiters. „Mir macht die Arbeit Vergnügen und lässt die Zeit im Fluge enteilen, wenn ich bei einem Werkstück nicht nach Schema F zu arbeiten brauche, sondern meine eigenen Ideen und Geschmack zum Ausdruck bringe. Man schafft dann mit einem gewissen liebevollen Eifer und betrachtet das fertige Stück mit einer gewissen Pietät, so ähnlich wie der Herrgott den ersten aus Lehm geformten Menschen. Ständig das gleiche Stück herzustellen, wirkt geistestötend. Dasselbe trifft bei ständiger Tätigkeit an der Holzbearbeitungsmaschine zu, nur dass man leicht geneigt ist, mit der Maschine zu spielen, in dem Sinne, dass man sie seine Überlegenheit als Mensch, ich möchte sagen: will fühlen lassen, indem man das heulende, surrende, stöhnende Ding bis zur äußersten Kraftanstrengung quält und sich freut, wenn sie, der führenden Hand gehorchend, das wildeste Stück Holz verschlingt und formt.“ Wir zitierten so ausführlich diese Zeilen, weil sie uns zeigt, wie auch der poetisch veranlagte Mensch in der Maschinenarbeit seine Befriedigung finden kann. Man vergleiche diese Ausführungen mit der Darstellung,

die Zola in seinem Roman: *Die menschliche Bestie* von dem seelischen Verhältnis eines gewöhnlichen Heizers zu seiner Maschine gibt, und man wird die Antworten dieser Arbeiter bestätigt finden.

Nach all diesem ist zuzugeben, dass noch von einem großen Teile der arbeitenden Klasse die Arbeit als Fluch betrachtet wird, trotzdem die Arbeit vergeistigt worden ist. Daraus ergibt sich, dass die Ursache hiefür nicht nur in der Arbeitsweise liegen kann, sondern in anderen Umständen zu suchen ist.

Und so ist es auch: Wenn man sich in das Leben des Proletariers hineinlebt, kann man nur staunen, dass sich jetzt doch noch so viel Arbeits- und Lebensfreude unter ihnen erhalten hat. Denn bedenkt man das Leben des jetzigen Proletariers: seine Wohnungsnot in den Mietskasernen, das Schlafgängertum, das Mitverdienenmüssen der Frau, die mangelnde Möglichkeit zur Entfaltung seiner Persönlichkeit, so muss man zur Erkenntnis kommen: all dies wirkt nachhaltiger und niederdrückender auf seine Arbeitsfreudigkeit als die eigentliche Arbeit. Ohne all diesen Jammer würde ihm auch seine Arbeit in ganz anderem und freundlicherem Lichte erscheinen. Das geht schon daraus hervor, dass in den Unternehmungen, wo das Gewinnbeteiligungssystem eingeführt ist, oder wo die Lohnverhältnisse recht gut sind, wie teilweise in England und Amerika, eine größere Arbeitsfreudigkeit an denselben Arbeiten herrscht. Dieses ist aber doch auch ein klarer Beweis dafür, dass nicht die Arbeitsweise es ist, die die Arbeitsunlust erzeugt, sondern andere Umstände. Und nun kommen wir zur wesentlichsten Ursache:

„Wenn der Ertrag meiner Arbeit mir oder der Gesamtheit gehören würde, wäre mir meine Arbeit Vergnügen.“ Dieser Satz wiederholt sich sehr oft. In ihm spricht sich das gestörte Rechtsbewusstsein des Proletariats aus. Und dies scheint uns der letzte und tiefste Grund dafür zu sein, dass die Arbeit von der überwiegenden Mehrzahl als Fluch und nicht als Segen empfunden wird. So lange das Lohnsystem herrscht, so lange kann gar kein gesellschaftlich dauernder Friede sein, denn der Arbeiter wird immer wieder das Bewusstsein bekommen, dass er fremde Arbeit tut und der eigentliche Ertrag in die Hände des Unternehmers fließen muss. Hiergegen wird von maßgebender Seite eingewandt, der Ertrag der Arbeit könne gar nicht festgestellt werden; er werde durch den Weltmarkt bestimmt, und hierbei spielen so mannigfaltige Faktoren zusammen, dass der Ertrag des Einzelnen im Gesamtprozess gar nicht mit objektiver Gerechtigkeit festgestellt werden könne. Die Forderung sei daher utopisch. Uns scheint hier eine Verwechslung der Begriffe vorzuliegen, indem man stillschweigend anstatt „Ertrag der Arbeit“ „objektiver Wert der Leistung“ setzt. Dieser läßt sich natürlich nicht feststellen; und noch weniger lässt es sich bestimmen, dass der Ertrag der Arbeit sich nach dem „objektiven Wert der Leistung“ richte, er richtet sich vielmehr, was jeder Kommis weiß, nach Angebot und Nachfrage. Aber der durch den Weltmarkt bedingte Ertrag der Arbeit, den ein geschlossener Fabrikbetrieb gebracht hat, lässt sich so verteilen, dass jeder Einzelne die Überzeugung bekommt, ich habe den Ertrag meiner Arbeit erhalten und habe nichts gegen meinen Willen in die Tasche eines fremden, mir verhassten Herrn fließen lassen. Und nur diesen Ertrag der Arbeit, der im Verhältnis steht zum Wert der Leistung des Einzelnen *in diesem bestimmten Betriebe*, will der Arbeiter haben, und mit Recht! Dies kann aber, solange es Einzelunternehmer gibt, die mit Lohnarbeitern wirtschaften, nicht erreicht werden. Denn als Einzelunternehmer ist er berechtigt, ja

genötigt, den Überschuss einzustecken, da er das Risiko trägt und gegen Rückschläge gesichert sein muss. Der Lohnarbeiter kann ex definitione nicht den Ertrag seiner Arbeit erhalten, da die Arbeit ja gar nicht ihm gehört. Der Unternehmer kann ihm nur soviel geben, dass ihm (dem Besitzer) ein genügender Profit und der eigentliche Überschuss bleibt. Der Arbeiter kann ihm nur Produktionsware sein, wie seine Maschine, die er auch bezahlen muss und die sich ebenfalls abnützen und die restituiert werden müssen.

Das Lohnsystem teilt notwendig die Gesellschaft in zwei Klassen, eben in Lohngeber und Lohnnehmer, oder in Bourgeoisie und Proletariat. Solange das Lohnsystem und das private Unternehmertum besteht (und mögen die Löhne noch so hoch sein), muss es die beiden Klassen geben. Die wesentlichste Frage des Proletariats muss daher sein: Nicht Erhöhung des Lohnes, sondern Beseitigung des Lohnes.¹⁾ Dieses kann aber nicht durch das Gewinnbeteiligungssystem, etwa im Sinne Freeses, gelöst werden, da dieses System unethisch ist, weil dadurch die Unfreiheit der Persönlichkeit vergrößert wird, sondern, soweit wir sehen können, durch die Produktivgenossenschaft.

Man begegnet in der Gegenwart gerade in sozialistischen Kreisen der produktivgenossenschaftlichen Idee mit großer Skepsis, man muss direkt fürchten, als unhistorischer Mensch betrachtet zu werden, denn die Geschichte sollte uns doch gelehrt haben, dass sich Produktivgenossenschaften nicht bewähren können. Nun, die Geschichte lehrt, dass sie sich nicht bewährt haben, nicht aber — trotz der scharfsinnigen Argumentation Oppenheimers — dass sie sich nicht bei entsprechender Organisation bewähren. Wie wir uns eine solche Organisation denken, haben wir an anderer Stelle auseinandergesetzt. Hier wollen wir nur bemerken, dass in einer Genossenschaft sich die Persönlichkeit am besten harmonisch entwickeln kann. In ihr kann eine Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsinitiative herrschen. Denn dieses ist bedingt durch das Interesse und das Verständnis für die Arbeit. Und endlich — was das Wesentlichste ist — sie allein ermöglicht eine Beseitigung des Lohnsystems mit all den Kalamitäten, die sich daraus ergeben.

Jetzt fehlt dem Arbeiter das genügende Interesse an der Produktion, da es für ihn ja gleich sein kann, ob das Produkt gut oder schlecht ausfällt. Und dieses ist allerdings nicht nur auf das Lohnsystem zurückzuführen, sondern auf die Arbeitsweise selbst. Denn noch gibt es eine ungeheure Masse von Arbeitern, die keinen Einblick in die Theorie und das Wesen der Maschinen haben; sie verrichten allerdings nur ein paar mechanische Handgriffe und fühlen sich der Maschine gegenüber untergeordnet. Sie stehen vor einem Etwas, das sie nicht durchschauen, und das sie nur zu bedienen haben. Sie verstehen auch nicht den Zusammenhang des Ganzen und wissen auch nicht, wozu das Teilwerkstück dient, das sie herstellen.

Das war das Bedeutungsvolle am Handwerker, dass er vor allem um der Sache willen arbeitete (sein Verdienst war ja durch die Zunft geregelt). Dass aus seiner Werkstätte Vollerzeugtes herausgehe, daran lag ihm vor allem. So lässt sich auch die hohe Bedeutung der mittelalterlichen Hand-

¹⁾ Dass die Sozialdemokratie diesen wichtigsten Punkt des sozialistischen Programms fallen gelassen hat zusammen mit der von ihr befolgten Politik gegen die Produktivgenossenschaften, an deren organisatorischem Ausbau sie so bald verzweifelte, gehört zu ihren größten ökonomischen Kurzsichtigkeiten.

werksproduktion erklären. Der moderne Arbeiter hat dagegen die innere Beziehung zu seiner Arbeit infolge der Profitjägerei des Unternehmers verloren, und wenn sie einer Minderheit doch geblieben ist, so ist das nur ihrer ungewöhnlichen Seelenelastizität zu verdanken. Auch in der Produktivgenossenschaft wird in weitem Umfange Arbeitsunlust herrschen, falls die Arbeiter keinen Einblick in das Wesen der Maschine und den gesamten Gang der Fabrik bekommen werden. Eine gründliche Ausbildung der Arbeiter in einer ganz anderen Weise, als es bisher geschieht, wird daher eine der wesentlichsten Aufgaben der künftigen Produktivgenossenschaften bilden.

Wie das zu geschehen hat und welche Erwartungen daran für die Entwicklung der technischen Kultur geknüpft werden können, wollen wir in einem andern Aufsatz darstellen.

ZÜRICH

M. NACHMANSOHN



MITTEILUNGEN

DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S. E. S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES

Das lieblich aus blauem See aufsteigende *Zürich* vereinigt an der VI. *Generalversammlung* unsre Mitglieder zu festlicher Tagung. Samstag Abend, den 29. Juni geht im Marionettentheater der Schweiz. Werkbundaussstellung zu Ehren unsres Vereines die Erstaufführung des Mysteriums: „Sainte Chagrin“ in Szene, von unserm Mitglied Daniel Baud-Bovy nach einer Walliser Legende gedichtet und von Gustave Doret in Musik gesetzt. Harfe, Flöte, Geige und Pauke begleiten in bald zierlichen, bald gewitterhaft drohenden Melodien das wechselvolle Bild, das aus quadratischem Fensterausschnitt den Zuschauer erleben lässt, wie nach mittelalterlicher Vorstellung ein Waisenmädchen zur martervoll geprüften Heiligen reift. Mit künstlerischer Einfühlung ist Farbe und Milieu dieser sich ins Grausige kehrenden Handlung ausgestattet. Der Vorhang fällt. Wir gehen hinauf zum kleinen Freudenberg, dem Heim des literarischen Klubs. Aus uraltem Park scheint warm in den dunklen Abend das Licht behaglicher Wohnräume eines Landhauses. An weißgedeckten Tischen sitzen dieses Mal Frauen neben den Männern. Der Klub hat zu Ehren des Schriftstellervereins die alte Regel, die nur Männern den Zutritt zu seinen Räumen gestattet, in die Rumpelkammer verwiesen. Alte liebe und neue Lieder singt Herr Flury, begleitet von Herrn E. Isler. Der Zeiger der Uhr geht über Mitternacht.

Am Sonntag den 30. Juni beginnt der offizielle Teil der Tagung mit 40 Teilnehmenden. Der *Präsidialbericht* von Herrn Professor Paul Seippel konstatiert einen Zuwachs an Mitgliedern von 118 des Vorjahres auf 122. Durch den Tod verlor der Verein 3 Mitglieder: Adolphe Chenevière, Bellevue bei Collonges a. Genfersee, geb. 1855, gest. am 7. Juli 1917; Dr. Ed. Lauterburg, Thun, geb. 1866, gest. am 12. Juli 1917; Karl Engelberger, Stans, geb. 1852, gest. am 11. Aug. 1917.

Zu Ehren der Manen Ferdinand Hodlers erheben sich die Anwesenden von den Sitzen. Der Präsident empfiehlt reichlichere Benützung der neu